

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

82 (9.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst



Reiseerlebnis von Heinz Schäfer.

Der graue Nebel lag noch über dem versteinerten Hochgebirge. Auch die Karawanen (die Herberge für Karawanen), wo wir die Nacht verbracht hatten, war noch wenig belebt. In dem großen, mit einer Lehmmauer umgebenen Hofraum lagen Menschen und Tragtiere witz durcheinander in tiefen Schläfen.

Es war die vierte Morgenstunde. Allmählich wurde es in der Karawanenerei lebendig. Die Perier traten aus den Fellen, nahmen ihren Gebetsgestirn und murmelten, das Gesicht gegen Mecca gerichtet. Suren aus dem Koran in den jungen Tag hinein. Dann begann ein lebhaftes Treiben. Die Tragtiere wurden gelastet und gewadelt. Die Führer schlürften Tee. Hierauf bewegte sich die Karawane langsam durch die menschenarme Gegend.

Ich und mein Dolmetscher hatten uns schon eine Woche der Karawane angeschlossen. Die Perier waren zwar fanatische und unangenehme Menschen, doch wir waren bei ihnen in Sicherheit und nicht der Gefahr ausgesetzt, beraubt zu werden.

Wir kamen vorerst durch enge, zerklüftete Schluchten und erreichten, nach ungeführten zweitägigen Marschen, die Hochebene. Unteren Tagen bot sich ein herrlicher Fernblick dar, die versteinerte Alpenwelt. Etwas drei Stunden ging es über Bergeshöhen durch abwechslungsreiches Gebirge. Die Pflanzwelt machte eine scharfe Kurve und führte steil abwärts in eine schmale Talsohle. Es ging nicht langsam, da hatten wir sie hinter uns. Vor uns lag die graue Steppe. Menschen und Tiere waren den mörderischen Sonnenstrahlen ausgeliefert. Kein Vogel war zu sehen, kein Wind löste für angenehme Frische. Die Karawanenstraße schlängelte sich wie ein weißes Band durch die kaum bewachsene Ebene.

Bald erreichten wir eine Karawanenerei. Nach kurzer Rast ging es wieder durch den heißen Sand. Endlich kam der Abend. In einer kahlhülligen Lehmbütte verbrachten wir auf harten Holzgestellen die Nacht. Am nächsten Morgen mußten wir uns von der Karawane trennen, da unser Weg nach Norden führte.

Mein Kamel war bedeckt; wir waren dabei aufzubrechen. Da wurden wir von einigen Periern angesprochen. Es waren verkommene Gezeiten mit wilden Gesichtern. Sie boten uns in aufdringlicher Weise ihre Führung durch die Berge an. Wir verzichteten, doch die Männer gaben nicht nach und schilderten uns in großer Weise die gefährliche Umgebung. Trotz der Warnung der Perier, die sich durch ihre Aufdringlichkeit immer mehr verdächtig machten, hielten wir bei dem Entschluß, die Reise allein fortzusetzen.

Unser Weg ging nun eine Weile nabe der Hauptkarawanenstraße entlang, mündete aber dann gegen Norden. Die Berge kamen näher und gegen Mittag hatten wir die Steppe hinter uns. Ein schmales Tal nahm uns auf. Etwas später begegneten wir einer Karawane, die abwärts dem Bergabfall lagerte. Wir boten den Periern Tabak an und erhielten dafür ziemlich genaue Auskunft über unsere Reiseroute. Dann ging es wieder bergan.

Eine Stunde später erblickten wir nahe dem Wade eine Feigenbaumgruppe. In ihrem Schatten lagerten wir. Ahmed, mein Dolmetscher machte sich daran, das Mittagessen zu bereiten. Währenddessen suchte ich nach einem Weidenplatz für unser Tragtier. Der war

halb gefunden und nun konnte sich auch das Kamel an dem saftigen Grün füttern.

Wir hatten eben das Mittagmahl hinter uns, da hörten wir den Schrei eines Maulzeis. Sofort war ich auf den Beinen und ging nach dem Wade und erblickte auch nicht allzuweit entfernt eine kleine Karawane, die bergan zog. Ich zählte drei Perier und fünf bedeckte Maulzeis. Es dauerte nicht lang, da hatten wir die Karawane vor uns. Ich war nicht wenig überrascht, denn es waren die Perier, welche uns in der letzten Karawanenerei ihre Führung angeboten hatten. Ich mußte bestimmt, daß es die Gezeiten auf uns abgesehen hatten.

Die Perier führten ihre Tragtiere nach dem Wade, wo unser Kamel ankam, kamen dann zurück und nahmen unaufgefordert bei uns am Boden Platz. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Mit gierigen Blicken betrachteten sie unsere Waffen, die an dem Tragtier des Kamels befestigt waren. Wir wollten uns nun daran machen, zu packen. Aber da geschah etwas Unerwartetes. Die Perier sprangen wie auf ein Kommando in die Höhe. Der eine ergriß das Weisfell von unserem Tragtier, die beiden anderen postierten sich neben dem Gemehr auf. Ich war über die Freiheit der Gezeiten derart verblüfft, daß ich einige Sekunden unfähig war, einen Entschluß zu fassen. Ahmed sah mich voll Erstaunen an.

„Ihr seid ergrödet, Effendis,“ begann nun der eine von den Periern, „doch fürchtet euch nicht, wir sind gute Menschen und töten niemand, aber euer Kamel und die Gemehre haben uns in der Karawanenerei auf gefallen, seid uns also deswegen nicht böse, wenn wir das Tragtier und die Waffen in unser Lager mitnehmen.“

Auf meinen Reisen durch Asien und Afrika hatte ich schon allerlei erlebt, aber eine solche Freiheit nie. Ahmed hatte keine Fassung wieder gewonnen. Lächelnd ging er auf den einen Perier zu und erwiderte:

„Ich sehe, daß ihr gute Menschen seid, sonst hätte ich uns wahrscheinlich das Messer zwischen die Rippen gestochen. Laßt euch von mir einen Rockhals machen. Wir werden euch unsere Gemehre geben aber das Tragtier können wir euch nicht überlassen, da wir das Kamel für die Reise nötig haben.“

Ich wachte sofort, was mein schauer Ahmed mit dem Manöver bezwecken wollte und nickte den Periern lächelnd zu. Die waren ansetzend mit dem Angebot nicht zufrieden. Einer zeigte mit der Hand nach unserem Gepäck, welches ganz in der Nähe am Boden lag und meinte mit gierigen Blicken:

„Ich sehe, daß ihr noch viele Sachen mit euch führt; Mohammed unser Prophet aber hat gesagt: „Gebt den Armen, die nichts haben, teilt mit ihnen eure Habe, und Allah wird euch dafür belohnen.““

Der Augenblick war günstig. Die Männer hatten ihre gierigen Blicke auf das Gepäck gerichtet. Ahmed dachte aus. Nun war es Zeit für mich, zu handeln. Mit einem Sprung war ich bei den zwei Banditen, die bei den Gemehren postiert waren und verdeckte dem nächsten einen Rüsttritt in die Maenene. Der Tritt war so wuchtig, daß der Bürde mit einem Klagelaut umfiel, wobei er seinen Kamel mit zu Boden riß. Diesen Augenblick benutzend, riß ich mein Gemehr vom Sattel. Ahmed beschaffte sich in diesem mit dem anderen Banditen, der es so eifrig mit der Verteilung unserer Habe hatte. Es kostete uns nicht viel Mühe mit den Räubern fertig

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie
Von Fritz Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Bauhoff Verlagsgesellschaft G. m. b. H., Berlin W. 30.

66 (Nachdruck verboten)

lange wurde verhandelt. Der Platz war nicht günstig, die Vorstadt konnte keinen großen Erfolg absehen. Er mußte vom Kurfürstendamm aus in die Stadt, ins Reich, in die Welt strahlen. Praeger redete Ulfar zu, Stielmüller unterstützte ihn. Endlich kam der Vertrag zustande. Es war nicht leicht für Ulfar, den Film, an dem sein ganzes Sein hing, auf den Safaridisch zu werfen. Aber es blieb kein anderer Ausweg.

Kein Klatsch schlug Lärm für den Film: ein paar schmale Anhängungsstreifen, wie das Vorstadtkino sie sich leisten konnte, waren alles. Und doch war der Saal voll, jener ideo. riesenhafte Saal, der in der Dunkelheit unheimlich wirkte.

Kein Darstellernamen, keine Inszenierung. Keine feierliche Premiere war angekündigt, keine Blumen vorbereitet. Keiner Schauspieler wurden Berlin geschoben, kein Schauspieler hatte einen Autounfall.

Im Vorraum des Kinos hing, von einem früheren Film her, ziemlich veraltet, ein Bild Eldrid Mexas, im Reitkleid, dämonisch. Nach zwei Tagen kam die erste Garnitur der Berliner Kritik. Sie war sie in dieser Gegend gewesen. Mühsam fand sie sich in den fremden Straßen zurecht, fragte sie sich nach dem unbekannten Kino durch. Wie andere Zuschauer fanden die Journalisten vor der Kasse und waren froh, eine Karte zu erlangen.

Nach einer Woche war, das Kino täglich ausverkauft. Die Korrespondenten der großen ausländischen Blätter sandten begeisterte Berichte in die Welt. Die Stadt sprach nur von der „Sinfonie des Lebens“.

Am Kurfürstendamm verführte Daria Korff wieder einen Jüng-

ling, lächelte John Volter, lachte Eldrid, schnitt Hermann Lüders frohe Grimassen.
Niemand sah zu.

Eine Woche verging. Der Erfolg stieg. Da kam eines Tages der Direktor der Panther-Film, fraate, was die „Sinfonie des Lebens“ kostete. Er wollte das Weltvertriebsrecht des Films erwerben. Bot achtzigtausend Mark. Bot hunderttausend Mark. Bot hundertfünfundzigtausend Mark für Deutschland allein. Und bekam den Film nicht.

Der Direktor der Star-Film erschien, fraate, was die „Sinfonie des Lebens“ kostete. Bot hundertzwanzigtausend, hundertfünfundzigtausend, zweihunderttausend. Bekam den Film nicht.

Der Direktor der Apollo-Film kam. Der Direktor der Elkar-Film. Dittler erschien, mit seinem Kompanion, freudestrahlend, händehüttelnd. Auf Grund alter Beziehungen. Auf Grund alter Freundschaft. Ulfar sollte sich doch erinnern. Ihm werde man doch nicht nein sagen. Ulfar sagte: nein. Da wurde Dittler kühler. Er gratulierte, immerhin, zum Erfolg. Draußen, zu seinem Kompanion, nannte er Ulfar einen Hochtäppler, der es so billigst geben werde.

Der „Germania“ lud Ulfar ein, ihr ein Filmbuch zu schreiben und sicherte ihm das weiteste Entgegenkommen. Praeger wollte mit der „Germania“ verhandeln, Ulfar weigerte sich.

„Ich will jetzt nicht auf meinen Lorbeeren ausrufen. Es ist ja eigentlich noch nichts getan, das ist alles nur ein kleiner Anfang. Jetzt beginnt die Arbeit erst. Und für diese Arbeit will ich frei sein.“

Eine neue Gesellschaft, deren Leithaber Ulfar, Praeger und die Hauptmitglieder der „Sinfonie des Lebens“ waren, übernahm die Auswertung des Films und verteilte die Einnahmen unter die Mitwirkenden. Aus diesen Anteilen bildeten die Autoren, Operateure, Schauspieler und Techniker das Anfangskapital für einen neuen Film.

Er sollte nicht im Schatten des großen Erfolgs gedreht werden, der selbstüberheblich machte und so flüchtiger Arbeit verleitete. Im Winter sollte das Buch wachsen, langsam, wie eine gute Frucht, und im Frühling sollten die Aufnahmen beginnen.

zu werden. Ich stand im Anschlag da und die Banditen waren außer ihren Dolchen ohne Waffen. Eine Gegenwehr von ihrer Seite wäre zwecklos gewesen. Ahmed meinte, wir müßten unbedingt den Gezeiten einen Denkmal, die Bastonade*), geben.

Doch ich wollte nicht. Der eine Perier lag noch immer wimmernd am Boden. Auf Ahmeds Anordnung wurde der Bandit nun von einem Kumpan auf ein Tragtier gebracht. Einige Minuten später sahen die Gezeiten durch die tote Bergwelt davon.

*) Bastonade = Prügel auf die Fustkloben.

Stempelbrüder dichten

Wir stehen in langer Schlange auf den Treppentritten des sa fernenthaltenen Schulgebäudes, dessen einer Flügel dem Arbeitsamt angeteilt worden ist. Ueber den Hof herüber kommt der letzte Satz einer Mädchenklasse. Wir wollen lieber nicht zuhören. Das Stempeln dauert heute länger als an den anderen Tagen. Das liegt daran, daß auf allen Karten die Melddaten geändert werden. Statt der zweimaligen wöchentlichen Meldung braucht man jetzt nur noch einmal zur Stempelkontrolle zu kommen. Jahrelange Erfahrung denkt man im ersten Augenblick, da man es hört. Dann aber weiß man den wahren Grund: Die Zahl der Arbeitslosen ist derart angestiegen, daß es unmöglich wird, die zwei Kontrolltage — neben dem Jahrtag, der ja auch eine Kontrolle ist — aufrecht zu erhalten.

Polstert wird wenig. Zumeilen schmirzt ein rabidales Wort an. Aber man ist ja viel zu müde, um sich darum zu schlagen. Viel dichten durch die frühen Scheiben des Treppenhauses. „Wenn nur endlich Schnee gäbe, daß wir zum Schippen geholt würden!“ Das gibt die Stunde eine Mark, macht bei achtfünftägiger Arbeit eine Summe für den Tag, die fast eben so hoch ist wie die ganze wöchentliche Stempelhilfe. Einige spielen im Stehen und langsamem Aufwärtsschreiten Stat. — Die Weissten starren schweigend auf die feineren Fliesen.

Allmählich kommt hier und da ein leises Geplätsch auf. Ein dunkler häutiger Mensch mit glühenden Fanatiker Augen beginnt. Man hört aus seiner Stimme sofort den Schaulustler heraus, den e i n f a c h e n Schaulustler, wie man hier sagen muß. Tagtäglich spricht er in dem Berliner Theaterbüros vor. Zuerst verjudet er es mit bittenden Worten. Weiß man ihn ab, dann schließt er um. Er hat gehört, daß auch die Freiheit ihre Chancen birgt. Bis heute freilich hat sie ihm nur dazu verholfen, sich in drei Theaterbüros umständiglich zu machen. Vielleicht jedoch hofft er überhaupt nicht mehr im Ernst auf ein Engagement. Da er abends, wenn die Lampen so langsam leuchten, nicht mehr zum Spielen ins Theater gehen kann, beginnt er zu d i c h t e n. Er erzählt von einem Drama, an dem er die Nächte hindurch arbeitet. Natürlich ist es ein Kriegsrama; natürlich hat bei einer jahrelangen in fribirischer Gefangenenschaft, und daß ihn sein Weib derweil dabei betriegt, wissen wir schon, ehe er uns berichtet. Als belohnen wir ihm will es ihm erscheinen, daß er den Tonfilm in Manufaktur hineinformuliert hat. Wenn da Piscator nicht so greift. . . . Ach, er hat ja gar kein Drama, er hat sich selbst eine Rolle gedrieben, eine unehrbare Wunschtraumrolle, und wenn er sie wieder auf den Brettern stehen sollte, so wird er es schon bald verneinen, daß er einmal den Federhalter statt des Schminkeputzes in der Hand gehalten hat.

Ein junger Arbeiter sagt leise: „Ich dichte auch; was soll man sonst machen, den ganzen Tag!“ Ich sehe ihn weitgehend an. Er framt lange in seiner Brusttasche, zieht dann ein kleines, schmieriges Blatt hervor und gibt es mir. Ich lese:

„Seht! morgen brach meine liebe Frau;
Ich sah noch nicht den Geschoß auf
Mal ist der Himmel blau, mal grau.
Das ist eben so des Lebens Lauf.“

„Ob man das nicht einer Zeitung schicken könnte?“ fraate er. Ich ich ungläubig die Achseln zucke, befehle er mich: „Es räumt sich nämlich ganz genau; darauf achtet ich immer besonders.“

Jetzt kann auch der fämische Blonde, der uns die ganze Zeit über zugehört hat, nicht länger an sich halten. Er ist Maschinen-schlosser und glaubt, die Poesie ein wenig belächeln zu dürfen. Doch auch er schreibt, wie er sich selbst ausdrückt, „an einem epochenmachenden Werk“. Fünf Jahre lang ist er in einer Art subalterner Assistentenstelle bei einem Professor der Technischen Hochschule gewesen. Er hat da viel gelernt, und sein Kummer war es in der ganzen Zeit, daß er nicht studieren konnte. An Willen war er manchmal Akademiker wohl ebendürig, sicher aber an praktischer Erfahrung überlegen. Nun verbringt er seine langen Tage damit, „eine Vision“ in der wissenschaftlichen Literatur auszufüllen“. Er schreibt eine Abhandlung über die bestmögliche Verwendung des Maschinenöls. Seine blauen Augen, die sonst lieber nichts Trügerisches haben, bekommen, wie er uns das erzählt, einen merkwürdigen Glanz. Er phantasiert von dem Verlegen, der er luchen wird, dem Erfolg des Buches und dem kommenden Ehrendoktor. Also doch ein D i c h t e r! Und derweil haben wir im Treppenhause eines alten Badstubegebäudes, einzeln in die graue Masse des Arbeitslosenheeres, dieser verzweifelt kämpfenden Nachhut des deutschen Volkes, das aus einem dunklen Gestern in ein ungewisses Morgen schreit.

Aus diesem Raufsch des Raums, aus dieser Sturzflut dankender Briefe, aus diesem Regen von Anfragen und Witten floß Ulfar wieder in die Berge, an jenen See im Salzburgerischen, in jenes Zimmer.

Ging den See, den er mit Eldrid gegangen war, diesmal allseits. Frühe Dunkelheit lag über den Bergen, nur die Ränder des Waldes erhielten sich einen kleinen, bläulichen hellen Lichtstreifen. Es tat gut, in der Dämmerung durch den Wald zu gehen, durch das Fallen der Blätter. Hier warb ein Jahr. Eine weiße Decke hüllte es ein, und ein neues Gebräuch. Ewig drehte sich das alte Rad. Und dennoch: doch einiges Sterben war und emige Wieder-geburst bedeutete nicht, daß alles sich wiederholte. Denn die Kommenden hatten nicht das Antlitz der Toten, und die Toten, die wuchsen und fielen, haben eine sich ewig entfaltende Welt.

Wäme keimten in diesen Stunden; vieles, das unausgesprochen bleiben mußte, konnte nun Wirklichkeit werden. Selbst in dieser Einfachheit drangen Grübe nach draußen. Der Postbote spitzelte den Kopf; wie kann ein Mensch so viele Briefe bekommen? Ulfar las sie, wenige beantwortete er, die meisten waren Dank, den kein Wort, den nur die neue Tat erwidern konnte.

Vielleicht stand er, der kein Held war und kein Märzurer, kein Seiltäger und kein Apostel, nur ein Mensch, nur ein Mensch, mit dem sein Gewissen es ihm befahl, im Anfang einer großen Tat, die die Gebirge befreiten und das Wunder einer unheimlichen Maschinen aus der Nacht der goldenen Götter erlösen konnte.

Vielleicht war auch seine Tat nur Stücker, bröckelte sie ab und zerfiel, wie die so vieler anderer. All das mußten die Toten entfehlen, das ewige Raufsch des Blutes in den Menschen, das immer neues heraufholt aus dem unergründlichen Abgrund menschlicher Seele.

Es waren viele Tragen in dieser Stunde, aber auch viel Freude und eine große Verhältnlichkeit. Schon wollte die Hand sich ausstrecken über die Berge und Seen hinweg, in des Steinauffahrt der Stadt, in jenes Zimmer, in dem die Schatten so langsam flackerten, und die Stunden so langsam tropfen. Die Hand aber mußte schaffen und darum frei sein. Und so bekam Eldrid aus diesen Tagen in den Bergen, in dem kleinen Puppenhaus, doch über dem einflamen See, nur einen Gruß.

— Ende —